

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 288.

Freitag, 10. Dezember.

1915.

(86. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Edela Riß.

(Nachdruck verboten.)

Es schien wirklich ein merkwürdiger Geist über einen Teil der Gesellschaft gekommen zu sein. Auch Oberst Altleder war schon den ganzen Abend in den Räumen außerhalb der Eis- und Gletschertwelt, mit einem älteren Professor vor jedem Kunstgegenstand stehen geblieben, als käme er erst heute darauf, sie auf ihren vollen Wert zu untersuchen.

„Man muß es ihm lassen, er hat Geschmack und Verständnis — das ist alles Prima! In ganz Fünfs-Hügelchen können Sie nach solchen Stücken suchen.“

„Ich verstehe ja im Grunde nichts davon, ich meine, ob 'ne Sache kostbar ist oder nicht — was mir gefällt, gilt mir, sonst . . .“ sagte der Oberst lachend und nahm eine kleine Bronze von einem Wandbrett, die er nach allen Seiten drehte. „Sehen Sie, Professor, dieses kleine Ding sticht mir schon lange in die Augen — es ist von so entzückender Grazie — das Kamel hat Individualität, und der Maure drauf hat alle Weiber in der Tasche, vom Schulmädchel bis zur Urahne! Da gäbe ich gern hundert Mark für! Sehen wollte sich bei dem Angebot, daß ich ihm machte, halb tot lachen. Ist es denn gar so kostbar? Habe ich mich damit unsterblich blamiert?“

„Ein wenig, fürchte ich, lieber Oberst, fintemalen es das kostbarste kleine Nichts im ganzen Hause ist. Das Ding ist echt, ein ganz alter Orientale — mindestens seine fünftausend Mark wert.“

„Ei der Teibell!“ lachte Altleder und zog die Schultern in komischem Entsetzen hoch. „Ja, glauben Sie denn wirklich, daß Herbert Sehren so mit dem Gelde 'rumtschmeißt?“

„Ob er es dafür gezahlt hat, weiß ich nicht, er schwieg sich darüber aus. Jedenfalls, er kriegt es alle Tage dafür, wenn er es nach 'ner Großstadt verkauft. Hier natürlich — wenn's hier mal unter den Hammer läme, würde man es Ihnen vielleicht für Ihren Sumdenter zuschlagen.“

„Na, dann will ich schon lieber verzichten!“ sagte der Oberst leise.

Der Professor, der das kleine Kunstwerk zuletzt in der Hand hatte, stellte es auf seinen Platz zurück, trat ganz dicht an den Oberst heran und flüsterte beinahe: „Oberst, Sie sind doch ein Intimus der Familie — wie geht's denn eigentlich hier? Man tuschelt ja schon ganze Legenden — ganz böse Sachen! Ich meine nicht das Deubenreiter-Idyll. Darüber sind wir ja langsam wegl! Ich meine die Finanzen! Man kann es ihm so ungefähr glatt nachrechnen — er soll unabwendbar pleite sein, unser Herr Gastgeber, unser Reformator von Fünfs-Hügelchen . . . trotzdem er sogar den Staat um hohe Stempelgelder schwächen soll, und . . .“

„Ich kimmere mich nicht um solchen Matsch!“

„Matsch — Matsch?! Die Sachen stimmen hier doch mal nicht! Außert sich Vater Lauter gar nicht?“

„Mit keiner Silbe.“

„Er hat am eigenen Reibe genug zu tragen — er

soll auch schon seit Jahr und Tag mit Verlust arbeiten. Sein Johannestrieb hat ihm den Geschäftssinn getötet. Aber er ist doch klug und besonnen genug, er zieht ein. Während sein Herr Schwiegersohn hier ostentativ mit den Flügeln schlägt, um Aufsehen zu erregen. Er macht sich nur Feinde dadurch — glauben Sie mir, er wird in einer Weise unbeliebt — solche Großmogulei bei einem noch so jungen Manne — noch dazu mit fremden Geldern . . . Gott, na, er hat's doch nicht! Beim alten Sehren ist doch das nicht gewachsen, und schließlich bei Ludwig Lauter auch nicht!“

„Aber lieber Professor, wir sind doch hier zu Gäste.“

„Nu, ja, ja — ich meine nur, was jeder sehen kann! Wir leben doch hier in etwas stark transparenten Verhältnissen, und dem soll jeder Rechnung tragen, der vor den Augen der Leute bestehen will! Es tut mir persönlich ungemein leid, man hat hier so unendlich viele wahrhaft schöne Stunden verlost!“

„Und die wollen wir ihm danken, wenn . . .“

„Aber es kippt, es kippt!“

„ . . . wenn es mal kippen sollte! Vorläufig können wir alle darüber ruhig schlafen, glaube ich. Das ist alles leeres Gerede, der Reiz . . .“

„Auch über den Orgel-Anger?“

„Erst recht!“

Ein Dritter gesellte sich zu den Herren; das dem Oberst so sehr unbehagliche Thema wurde kurz abgebrochen.

Ob Herbert es merkte, wie sehr man sich mit seinem Angelegenheiten beschäftigte, war schwer zu sagen. Er gab sich heiter, wenn auch nicht so übersprudelnd wie sonst, scherzte mit den Jüngsten und führte an allen Ecken das Wort.

Nur zwei Menschen wich er aus. Der eine war Trümpe, bei dessen Anblick es ihm in den Fingern zuckte, ihn beim Fragen zu fassen und hinauszwerfen — so fast unerträglich lastete dessen Anwesenheit in seinem Hause auf ihm. Der andere war der Amtsrichter Fährden! Er sah es ihm an: der brauchte wieder mal Geld! Er ging dann mit so eigentümlich nach innen gekehrtem Blick herum, sprach wenig und betastete unablässig seine Rockknöpfe, als rechnete er daran aus, wie viel es sein müsse. Und Herbert wußte, er konnte ihm keinen Pfennig geben, er mußte ihm „nein“ sagen.

Er bäumte sich vor einer Mauer, die nicht zu erklettern, auch nicht zu überspringen war — da gab es nur eins: um die Mauer herumgehen! Ob aber sein Leben lang genug sein würde, da herum zu kommen? Es war ein weiter Weg voller Schrecknisse und Ungeheuerlichkeiten! Bisher hatte er nur Gräben übersprungen. Auch nicht gefahrlos — es ging über Sumpf und Unrat, aber jenseits der Gräben sah er grünes Land. Was aber hinter diesen Mauern gähnte, war Abgrund und Drachenbrut! Immerhin, er, Herbert Sehren, der Sieghafte, war bereit zu dem Marsch, koste es, was es wolle!

„Ach, lieber Sehren, kann ich Sie ungestört ein paar Minuten sprechen — auf Ihrem Zimmer, bitte.“

Der Amtsrichter war ihm nachgegangen, als Herbert ein älteres Ehepaar, das frühzeitig aufbrach, hinuntergeleitete. Auf der Treppe hatte Fährden ihn am Arm gepackt, um ihn gleich wieder zum Hinuntergehen zu veranlassen.

Herbert schrak zusammen, sagte ihn dann aber freundlich um die Schultern und führte ihn vor sein Zimmer. Erst nachdem er zweimal auf die Klinke gedrückt, ohne daß sie nachgab, besann er sich, daß er das Zimmer abgeschlossen und in welchem Zustand es sich befand. Er suchte nach dem Schlüssel: „Sonst — wir können in das Wohnzimmer hinüber oder in das gelbe Biered, ich glaube nicht . . .“

„Ach nein, nein, da stöbert überall Volk umher, bleiben wir lieber hier.“

Herbert schloß auf. Schließlich — wer bei ihm pumpen kam, den brauchte das Durcheinander nicht zu genießen!

Fährden machte in der Tat ein sehr überraschtes Gesicht, als er die offenen Tresors und Schubladen und all das Durcheinander von Kladden, Amtspapieren, Rechnungen und Brieffschaften musterte.

Herbert schloß schnell von innen wieder ab und raffte seinen Jackettanzug zusammen, den er beim Toilettenwechsel hier zurückgelassen hatte.

„Bitte um Entschuldigung, ich mußte die Stätte so verwüstet verlassen, als die Gäste kamen . . . Stühle sind ja noch frei!“

Fährden lachte. „Das sieht nach ganz verteuftelt gründlicher Revision aus! Desto besser — sparen Sie mir die Arbeit!“

Herbert mußte sein Gesicht abwenden, als er mit einem Scherz antwortete. Er fühlte, wie verräterisch bleich er wurde, wie die aufgeschwungene Furcht ihm aus den Augen flackerte: Revision! Das Wort ging ihm wie ein kalter Schlag durch den ganzen Körper: Revision!!!

„Also was ist es, womit kann ich Ihnen dienen, lieber Fährden?“

„Daß es sich um Moneten handelt, werden Sie sich ja denken können, nur muß ich hinzusehen: um einen größeren Posten.“

„Ach . . .! Ja . . .“

„Lassen Sie mich erst ausreden, Bester! Wahrhaftig, ich sitze in einer tödlichen Klemme wie noch nie! Und zwar bei den Manichäern — es geht mir an Kopf und Kragen!“ — „Bei den Manichäern . . .?“

„Ja, ich wollte Ihnen nicht mit jeder Kalamität kommen — da habe ich mich denn mit einem Berliner Manichäer in Verbindung gesetzt, und nun heißt's berappen oder aber . . .“

Herbert stand auf und ging unruhig hin und her. „Um wieviel handelt es sich denn?“ „Um zehntausend!“

„Unmöglich, Fährden, bei allen Göttern ganz unmöglich.“

Herbert lehnte sich an den Schreibtisch und sah den Amtsrichter in höchster Erregung an.

„Es muß nicht heute, auch nicht morgen sein; bis nächsten Donnerstag um zwölf hat es Zeit.“

„Und wenn es drei Monate Zeit hätte, ich könnte es nicht machen!“

Der Amtsrichter finierte auf seiner Stuhllehne herum. „So absolute Pleite?“

„So absolute Pleite! Sehen Sie diesen Haufen Rechnungen und bereits in Hannover eingeklagten Forderungen — wenn das nicht alles klipp und klar bis Anfang April quittiert ist, geht es mir an Kopf und Kragen! Und mir ahnt noch gar nicht, wie ich auch nur den zehnten Teil decken soll! Der Orgel-Anger frist mich auf — ich gestehe es Ihnen ein, aber ich bitte um Ihre Discretion.“

„Wird Ihnen aber auch was einbringen, der Orgel-Anger!“

„Ja, aber bis dahin . . .“

„Das Sanatorium geht großartig, und die Bäckerei floriert . . .“

Herbert zuckte mit den Achseln und lachte resigniert: „Wenn Sie wüßten, Fährden, wenn Sie nur wüßten! Glauben Sie, daß ich ohne Manichäer arbeite? Und ahnen Sie, was das in dem Umfang jährlich für mich bedeutet?“

„Zum Fenster, warum bauen Sie denn weiter?“ „Um nicht alles zu verlieren — ich habe Familie und tausend Verpflichtungen, die für Sie als ledigen Mann gar nicht mitsprechen können.“

„Sie haben aber auch Ludwig Lauter zum Schwiegervater!“

„Das Kapitel überschlagen wir lieber! Ja, wenn mein Schwiegervater hätte gemeinschaftliche Sache mit mir machen wollen . . . Ich hoffe, Sie zweifeln nicht an meinem guten Willen, wenn ich sage, es geht diesmal nicht. Räst sich die Sache denn nicht auf irgend eine Art schieben?“

„Auf keine Art, nur bar kann helfen!“

„Und Sie haben niemand, der wenigstens momentan . . .“

„Niemand!“

„Wie wäre es mit Triimpe, Sie stehen doch auf gutem Fuß mit ihm . . . er ist ja wohl in der Beziehung kein Unmensch und obfert gern etwas, um sich die „studierten Kreise“ zu erhalten.“

„Triimpe, ja — der wäre da. Aber man bleibt mit solchen Konfidenzen doch lieber unter sich! Triimpe ist . . .“

„Na ja, ja . . . ja! Aber wenn's doch nicht anders geht! Ich erinnere mich doch, daß er Ihnen seine Brief-tasche schon — —“

„Gott ja, mit ein paar Goldsüchsen für den Abend — das ist doch ganz etwas anderes. Immerhin, er hat mir des öfteren zu verstehen gegeben, daß er jederzeit gern bereit sein würde, falls ich mal irgendwie in die Lage käme. Es widersteht mir zwar, es widersteht mir aus tausend Gründen! Man vergibt sich viel solch einem Prok gegenüber, aber wenn es absolut nicht anders geht . . .“

Fährden erhob sich nun auch und trat an den Schreibtisch heran. Herbert langte nach hinten, griff unbedacht ein Bündel der Papiere und überreichte sie dem Amtsrichter.

„Ein Blick hier hinein wird Ihnen einen Begriff geben, um was für Summen es sich handelt!“

Fährden vertiefte sich scheinbar in die Papiere.

„Sie wissen mir zu gut, wie viel mir an Ihrer Freundschaft liegt, Fährden; aber wenn es Feindschaft fürs Leben bedeutete, ich könnte Ihnen diesmal nicht helfen! Übers Jahr, wenn's nottut, dann mit tausend Freuden.“

Fährden ließ die Papiere vor sich auf den Tisch fallen. „Sie tragen es mir nicht nach, Fährden? Ich habe ja immer getan, was ich konnte.“

„Davon ist doch gar keine Rede! Tut mir schrecklich leid, daß Sie selbst so infam in der Tinte sitzen — hätte mir das natürlich nie träumen lassen — inmitten eines Polarfestes, wo der Sekt wie Laumwasser rum-spricht! — Schneidig von Ihnen, verflucht schneidig.“

„Meiner Frau zuliebe — Familienverhältnisse sind zwingend — es wird einem verdammt auf die Finger gesehen, und wehe, wenn man Blößen zeigt.“

Fährden nickte still vor sich hin, dann machte er einige langsame Schritte zur Tür hin:

„Da bleibt uns nichts übrig, lieber Sehren, als uns gegenseitig nach Kräften zu bedauern, aber — durch-gestressen muß es doch werden!“

Sie richteten sich die Hände und Herbert schloß zögernd auf. Eine Stimme rief laut in ihm:

„Mache es möglich! Mache es möglich!“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrücht. = 22

Wenn mir sonst nichts übrig bliebe,
Alles mir die Welt geraubt,
Und es bliebe mir die Liebe:
Selig, wer an Liebe glaubt!

Meine Erlebnisse in der Champagne.

(Benj. M.)

II.

Wir legten uns bis zum anderen Morgen in die Erdlöcher und lauschten auf die Einschläge. Die Gräben waren stellenweise total zerschossen, manche Feldgräue verschüttet oder durch einen Volltreffer in Stücke gerissen. Die Schrapnell- und Granatsplitter lagen wie gesät umher, und immer noch stärker wurde das Trommelfeuer. Es schien, als wollten uns die Franzosen den Garaus machen, denn überall drohte Tod und Verderben. Ich hatte schon immer die Gewohnheit, in den schrecklichsten Momenten Ruhe zu bewahren, und so erfüllte ich meine Pflicht. Mein Kamerad und ich verbrachten die Nacht, sehnlichst an all unsere Lieben zu Hause denkend und in der Hoffnung, daß es ruhiger würde. An Schlaf war nicht zu denken, denn es wurde unaufhörlich weitergeschossen, Essen und Trinken wurde ganz vergessen. Wir trösteten uns gegenseitig bis morgens, wo wir von zwei anderen Kameraden abgelöst werden sollten. Mein Kamerad machte sich auf den Weg, um Ablösung zu holen. Sie kam nicht. Nach etwa 3 Stunden ging ich nach. Ich mußte über ganz eingeschossene Grabenstücke im Galopp laufen, um nicht von der feindlichen Artillerie überrascht zu werden. Mehrere Deutsche lagen tot oder verwundet im und neben dem Graben. Eilig machte ich mich davon, suchte ein besseres Grabenstück und ließ mich ermüdet in einem Erdloch nieder, teils um etwas zu ruhen, teils um mich vor dem starken Granatfeuer zu schützen. O, wie ruhte ich da so gut in dem elenden Erdloch, das mir in dem weissen Kalk- und Steinboden einen kleinen Schutz bot. Ich war so matt und wäre bald eingeschlafen, wenn mich nicht immer wieder die Granateinschläge aufgerüttelt hätten. Schon glaubte ich, einen günstigen Augenblick erfaßt zu haben, um mich auf Umwegen zu meinem Unterstand zu begeben. Aber kaum hatte ich den Kopf herausgestreckt, als wieder einige mittelschwere Granaten einschlugen. Ich kroch erschrocken wieder in mein Loch zurück und wartete noch kurze Zeit. Als es dann ruhiger geworden war, faßte ich mir ein Herz und eilte im Lauffschritt meinem Unterstand zu. Unsere Ablösung war bereits unterwegs. Ich war sehr erschöpft, hatte Hunger und Durst. Aber leider war kein Tropfen Wasser zu haben. Wer hätte es auch bei diesem Feuer gewagt, an den Brunnen zu gehen, dem Ziel der französischen Artillerie? Meine Nerven waren in den letzten 40 Stunden aufs höchste angespannt, und so war ich froh, wenigstens etwas Ruhe und Schlaf zu finden. Draußen folgte Schuß auf Schuß und das Explodieren von Granaten wollte kein Ende nehmen. Am Abend ging die Tür auf, und es stürzte sich jemand in den Unterstand. Es war mein Kollege, der mich auf der Zwischenstation ablösen sollte. Er war den ganzen Tag im Granatfeuer von Loch zu Loch umhergeirrt, ohne sein Ziel zu finden, denn alles war zerschossen und der Zugangsgraben total verschüttet.

Inzwischen erhielten wir den Befehl, die Station aufzugeben, da unter diesen Umständen keine Telephonverbindung aufrecht zu erhalten war. Eine ganze Anzahl Telephonisten unseres Regiments waren inzwischen verwundet und ein Unteroffizier gefallen.

In der folgenden Nacht nahm das Feuer noch kein Ende und ließ niemand einschlafen. Am nächsten Morgen konnten wir sogar noch eine Feuersteigerung konstatieren. Plötzlich war es totenstill, und wir schauten uns staunend an. In die Reservestellung kam auf einmal rege Tätigkeit. Aus Vorahnung schwärmte alles in die vordere Linie zur Verstärkung. Wir Telephonisten brachten Patronen vor, während vorne ein starkes Gewehr- und Kanonenfeuer einsetzte und unsere rege Tätigkeit einem Munitionsmangel aus dem Wege ging. Wir wußten gleich, daß die Franzosen angegriffen hatten. Auf dem Rückweg trugen wir verwundete Kameraden heraus, deren es bereits sehr viele gab, in die noch einigermaßen erhaltenen Unterstände.

Da kam mit einemmal die für uns erlösende Nachricht, daß vier Anstürme der Franzosen glänzend von uns abge schlagen worden waren. Unsere Freude war nicht gering, und alle Entbehrungen und Strapazen waren für Augenblicke vergessen! Man fühlte sich wieder wohler, holte sich Wasser und kochte Kaffee, um den nötigsten Bedürfnissen des Wagens nachzukommen. Leider wurde unsere Freude wieder

getrübt, denn mancher Freund und Kamerad war den Helden-
tod gestorben. Unter vielen anderen war auch unser
Bataillonskommandeur und Kompagnieführer gefallen und
der Regimentskommandeur schwer verwundet. Wenn wir
auch diesen Kampf mit Opfern bezahlen mußten, so war doch
der Einsatz nicht zu groß, denn wir hatten diesen wichtigen
Schlag des Feindes, der vielleicht an keiner Stelle der Cham-
pagneoffensive heftiger geführt wurde, heldenhaft abgeschla-
gen und dem Franzmann seine handbreite Erde überlassen.

Die folgenden Tage waren ziemlich ruhig. Nur einzeln
fielen die Schüsse, die aber meist unserer Artillerie galten,
die auch ihre Schuldigkeit getan hatte und dem Feind erheb-
liche Verluste beigebracht hatte. Das bezeugten die Gefange-
nen und Überläufer, deren unser Regiment über 700 gemacht
hatte. Das größte Lob gebührt aber unserer Infanterie, die
unentwegt stand hielt.

Nach zwei Tagen wurde unsere stark zusammengeschmal-
zene Kompagnie in der vorderen Linie abgelöst und kam in
Reservestellung. Hier wartete ihr ein besseres Los. Man
brauchte keinen zu fragen, was ihm fehlte, man sah es jedem
an seinem schmalen Gesicht an, und daß jeder doppelter Kas-
tung und Ruhe bedurfte. Jetzt konnten wieder besser die
Lebensmittel herangeschafft werden.

Nach einigen Tagen, wir waren gerade 12 Tage in die-
sem Hegenkessel, wurden wir abgelöst. Schon am Morgen
durften wir Telephonisten dem Todesader den Rücken kehren.
Es war keinem zu schwer, jeder bereitete sich, aus dem Feuer-
bereich zu kommen, nach den Feldflüchen im Wald, wo wir
vordem waren. Zuerst stärkten wir uns und später erhielten
wir die Post verteilt, die wir schon seit 14 Tagen vernichteten.

Abends kamen die Kompagnien zusammen und wir mar-
schierten die Nacht durch nach J., wo wir bei älteren Leuten
ein gutes Quartier bezogen und keine Not hatten. Wir durf-
ten 8 Tage ruhen, wurden dann wieder verladen und kamen
nach einigen Stunden Marsch in B. an.

So war diese Champagneschlacht für mich erledigt. Aber
die Erinnerung an diese Tage, die ich zu den furchtbarsten
meines Lebens zähle, wird mir noch lange im Gedächtnis
zurückbleiben.

Germann Hoffmann.



Aus der Kriegszeit.

Das Kreuz von Billers Nohe. Zu dem in Nr. 275 unserer
Roman-Beilage erschienenen Gedicht schreibt uns der beim
Regimentsstab stehende Gefreite Wilhelm Noos aus Wies-
baden, daß er der Verfasser des Gedichtes ist und nicht, wie
uns mitgeteilt wurde, Wehmann Karl Neßwald.

Soldatenbrief. (Originalbrief. Benj. M.) An den
Diina, 20. Nov. 1915. Liebe Eltern! Soeben eure Karte er-
halten vom 1. Nov. Ihr schreibt, ich solle Euch besuchen in
Uniform; ich glaube, da werdet Ihr kaum Ehre einlegen mit
mir. Ich sehe aus wie ein kleiner Lazzarone; am Rod sind
sämtliche Knopflöcher doppelt so groß wie gewöhnlich, und
dann sieht die Uniform aus als wäre man Erdarbeiter. Aber
trotzdem immer froh und munter. Gestern sangen die Russen
Friedenslieder und riefen uns zu: „German! Drahtverhau
niederreißen, es ist Frieden.“ Offenlich bewacht sich
das bald, so daß wir Weihnachten zu Hause sind. Es grüßt
und küßt Euch Euer Willi Hallangh, Unteroffizier im Land-
sturm-Infanterie-Regiment.

Atesiphon und Rut el Ammara. Atesiphon, wo nach in
diesem Falle gewiß einwandfreien englischen Berichten die
britischen, gegen Bagdad operierenden Streitkräfte eine
Schlappe erlitten, liegt nur etwa 30 Kilometer in der Luft-
linie südöstlich der Palästina-Stadt Ramat al Raschids, also etwa
in der Entfernung Potsdams von Berlin. Heute sieht man
natürlich nur noch sandbedeckte Ruinen des alten „schönen
reichen“ Königsstübes, bei dem der große Sassaniden Hofmarschall
Enkel Degereds III. gegen den alten Streikgenossen Moham-
mads, Omar, die Schlacht und das Leben verlor. Hier spielte
sich in Wirklichkeit in dem einfachen Fellzelt des Eroberers
jene hübsche, in einem bekannten Gedichte verewigte Episode
mit dem Statthalter der nächsten Bergprovinz Garman ab.
Der war halb verdurstet vor den arabischen Feldherren gefüh-
rt worden, der ihm nach dem Gebot der Lebendigkeitsschiff-
schaft seiner Heimat einen kühlen Trunk zu reichen befohl.
Als der Satrap gähnte, ihn zu nehmen, wohlverdient mit

alten Vergiftungskünsten des Orients, sprang zum vor-
 bekannten Wort: „Nicht eher wirst du sterben, als bis du dies ge-
 trunken hast!“ Da schleuderte Harmosan mit blühschnellem
 Entschluß den Becher zur Erde. . . . Und der überlistete
 Omar hielt sein Wort und ehrte den Selben, indem er ihm
 seine Enttaphie belieh. Aber Harmosan sollte sich nicht lange
 seines neuen Glückes freuen — er empörte sich wenige Jahre
 später, und da zog das „Schwert Gottes“, Cholid, der „Mat-
 mensä“, gegen ihn und ließ ihn hinrichten. Nach ihrer Ge-
 wohnheit begnügten sich die Araber mit der Annahme des
 Islam durch die Einwohner, so daß die Stadt später eine neue
 Blütezeit erlebte, bis der Völkersturm unter Timur sie end-
 gültig in Ruinen legte. Viel weiter stromabwärts am Tigris,
 unweit vom Persischen Golf, liegt Rut el Ammara, bei dem
 der Vericht des türkischen Hauptquartiers eine neue englische
 Niederlage verzeichnet. Wie die meisten Orte in der Nähe
 der Secküsten Asiens erfreut sich das Städtchen eines wenig
 angenehmen Rufes; es gilt geradezu als Räuberneß und
 wird als solches recht anspruchsvoll von dem berühmten Berliner
 Orientalisten Geh. Rat Edward Sachau geschildert. „Jeder
 Kofferträger“, erzählt der Gelehrte, „der ein Stück von meiner
 Bagage trug, wurde von zwei Gendarmen in die Mitte ge-
 nommen, ich selbst von dem Kaimakan und seinen Leuten,
 die brennende Fackeln trugen, bis in die Kaskade des Dampf-
 schiffes begleitet. . . . Erst später erfuhr ich von dem üblen
 Rummel der Stadt und wurde von Einheimischen belehrt,
 daß diese mir im Moment grotesk vorkommenden Vorsichts-
 maßregeln doch vielleicht nicht ganz überflüssig gewesen
 waren.“ Wie alle Stützpunkte am Tigris und ebenso am
 Euphrat hat der Ort gerade in dieser Jahreszeit für den
 Vormarsch und Rückzug der Engländer erhöhte strategische Be-
 deutung, weil die großen Stromadern des Landes von Oktober
 bis Februar ihren niedersten Wasserstand haben und für
 größere Transportschiffe nicht genug Tiefgang besitzen, so daß
 ein Expeditionskorps lediglich auf seine Landverbindungen
 angewiesen ist. Werden diese abgebrochen oder dauernd ge-
 fährdet, so kann es in eine sehr kritische Lage kommen. Rut
 el Ammara kann unter diesen Umständen für die britische
 babylonische Südbahne verhängnisvoll werden.

Die Unsichtbarkeit im Kriege. Zu den neuen Waffen,
 die in diesem Kriege auf beiden Seiten der kämpfenden Ver-
 wendung finden, gehört vor allem das System möglicher
 Unsichtbarkeit, das bei Menschen, Tieren und Materialien zu
 einer Art besonderer Kriegskunst ausgebildet wurde. Dieser
 wichtigen, vielleicht sogar allerwichtigsten Frage im Felde, die
 die Kampfkraft bestimmt und auch einen wesentlichen Bestand-
 teil des Stellungen- und Schützengrubenkrieges ausmacht, ist
 eine sachmännliche Betrachtung im „Journal des Débats“
 gewidmet, die das Problem der Unsichtbarkeit im Felde in
 interessanter Weise beleuchtet: „Bereits all die zahllosen Auto-
 mobile und Pferdewagen, die auf den Straßen hinter der
 Front den Verkehr von Menschen und Materialien, Munition
 und Proviant vermitteln, tragen einen natürlichen Schutz
 vor den spähenden Augen des Feindes. Die Dächer und
 Seitenwände dieser verschiedenartigen Gefährte sind mit
 Zweigen und Astwerk vollkommen überdeckt. Dies geschieht
 nicht etwa aus lässlichen Schönheitsrücksichten; es ist viel-
 mehr eine ebenso einfache wie dringende Schutzmaßregel.
 Wenn die Wagen ohne diesen Baumverschmuck fahren würden,
 würden sie auf dem freien Lande allzu leicht als dunkle oder
 helle Flecke kenntlich sein. Unter dem Schutz der Zweige aber
 sind sie von Bäumen und Sträuchern kaum zu unterscheiden.
 In der Kriegsführung ist das Versteckspiel das selbstverständ-
 lichste und älteste, in seiner heutigen Gestaltung aber zugleich
 neueste Verteidigungs- und oft auch Angriffsmittel beider
 Parteien. Früher genügte es, wenn man in horizontaler
 Richtung verborgen blieb. Heute aber gilt es auch, sich in
 vertikaler Richtung zu schützen, vor den Augen der Flieger
 nämlich, die aus der Vogelperspektive auf die Truppen und
 Stellungen heruntersicheln können. Nicht nur auf der Erde,
 auch in der Luft, im fernen Äther, lauert ständige Gefahr.
 Dies macht die Aufgabe der Unsichtbarkeit im heutigen Kriege
 äußerst schwierig, vielseitig und verwickelt. Die Aeroplane
 dienen zwei Zwecken. Sie sollen die Stellungen des Feindes
 auskundschaften, vorher aber überfliegen sie die eigenen
 Stellungen, um festzustellen, ob sie genügend versteckt sind.
 Und wenn das, was man verbergen will, dennoch irgendwie
 sichtbar ist, macht der Flieger auf die Fehler aufmerksam,
 und man sucht so lange zu verbessern und zu vervollständigen,
 bis das Ziel erreicht ist. Die Unsichtbarkeit ist bei allen

Truppengattungen die ständige große Sorge. Man sucht
 vorerst, die Uniform möglichst unkenntlich zu machen. Dies
 ist ein sehr kompliziertes Problem, da die Beleuchtung und
 die Hintergründe, die Farben, Lichter und Schatten im
 Freien äußerst verschiedenartig sind. Darum erscheint es am vor-
 teilhaftesten, für die Uniformen eine Farbmischung zu
 wählen, deren Grundton möglichst allgemein und wirkungs-
 los ist. Hier ist es auch ebenso interessant wie bedeutungs-
 voll, die Natur selbst als Lehrmeisterin zu Rate zu ziehen.
 Im Tierreich findet sich das Mimikri, jene besonders bei In-
 sekten häufige, in der Farbe den Pflanzengattungen, auf
 denen die Tiere leben, nachgeahmte Tönung, die bekann-
 ten stets aus einer größeren Zahl von Grundfarben ge-
 mischt ist. Die Beobachtung dieser wichtigen Vorsichtsmaß-
 regel ist um so wichtiger, als man sich seit der Einführung
 der Feuerwaffen nicht mehr in solcher Nähe geschlagen hat,
 wie heute im Stellungskampf. Auch auf See hat das Prinzip
 möglicher Unsichtbarkeit Geltung. Die Schiffe werden schwarz
 oder grau in Wellenlinien gestrichen, um sich in Farbe und
 Gestalt nach Möglichkeit der Oberfläche des Wassers anzu-
 passen. Denn im Kriege gilt mehr als sonstwo die Notwen-
 digkeit, Schein und Wirklichkeit so zu vermengen und zu ver-
 tauschen, daß es dem Gegner schwer fällt, im richtigen Augen-
 blick das Richtige herauszufinden.“

Die Lebensmittelteuerung und die Frauen in England.
 Die in England immer weiter um sich greifende Lebens-
 mittelteuerung beginnt in allen Kreisen der Bevölkerung
 eine ständig wachsende Beunruhigung hervorzurufen. Die
 Beschwerden und Vorschläge in dieser Angelegenheit nehmen
 einen immer breiteren Raum in den Londoner Blättern ein,
 und es fehlt nicht an Anlagen gegen die Regierung, die sich
 auch in diesem Fall mit ihrer ebenso kurzen wie inhaltslosen
 Mahnung „Gebuldet euch und wartet ab!“ begnügt. Nun-
 mehr sucht die „Daily Mail“ der Frage der Lebensmittel-
 teuerung beizukommen, indem sie eine „offene Rede an die
 englischen Frauen“ veröffentlicht, der wir die folgenden
 Stellen entnehmen: „Was ist die Ursache der Lebensmittel-
 teuerung?“ fragt heute in England jeder Mann, der nicht zu-
 fällig durch umfangreiche Kriegslieferungen in die glückliche
 Lage versetzt wurde, der allgemeinen Verteuerung der Lebens-
 führung gleichgültig gegenüberzustehen. Und die zweite Frage
 ist: Was hat die Regierung in dieser Angelegenheit unter-
 nommen? Nun — die Regierung hat gewaltig in Zuder
 spekuliert, und der Erfolg ist — wie vorher. Die Regierung
 hat Höchstpreise für Kohlen festgesetzt, und die Hausfrauen
 sind genötigt, riesige Zuschläge zu zahlen. Die Regierung
 scheint sich entschließen zu wollen, irgend einmal Schiffe für
 die Weizeneinfuhr bereitzustellen, nachdem der Preis des
 Brotes sich fast verdoppelt hat. Darum mag es den Haus-
 frauen unmöglich erscheinen, in einer Sache Hilfe zu schaffen,
 in der selbst das hochblühende Koalitionsministerium so völlig
 versagt hat. Und dennoch könnten und sollten die Frauen
 auf diesem Gebiet mancherlei unternehmen. Es wäre für sie
 zumindest erforderlich, sich mit ihren Freundinnen und Nach-
 barinnen zu beraten. Sie sollten daheim kleine Versamm-
 lungen abhalten, um so selbst die Preise, wenigstens in ihrer
 Straße, einigermaßen zu regeln. Auf diese Weise könnten sie
 auch am schnellsten herausfinden, welche Geschäfte in der
 Gegend am besten und billigsten sind, und die übrigen Ge-
 schäftsleute würden gezwungen, sich diesen Preisen anzu-
 passen. Durch vernünftiges und schnelles Handeln könnten
 die Frauen die Armen vor Kälte und Hunger bewahren. Aber
 abgesehen von diesem privaten Vorgehen, sollte die weibliche
 Bevölkerung verlangen, an den offiziellen Beratungen in der
 Preisregelung teilzunehmen, da die zuständigen Stellen nicht
 allein fertig werden. Wenn unsere Regierung untätig ist, so
 ist dies kein Grund für die Bevölkerung, dieselbe Unter-
 lassungsünde zu begehen. Die Frauen könnten . . . ja wohl.
 Aber womit beschäftigen sich die Frauen in London? Sie be-
 suchen Klubs und Knabbern in den Kinos Schokolade. So
 lange die Frauen gleichgültig dastehen und nicht daran denken,
 sich selbst zu helfen, wird ihnen auch niemals geholfen wer-
 den. . . .“ Man sieht, daß England, das uns aushungern
 wollte, nunmehr vollauf beschäftigt ist, vor der eigenen Tür
 zu kehren. Und daß die englische Regierung auch in diesem
 Fall ihre rührende Hilfslosigkeit verrät, ist ein Maßstab für
 die Unordnung, die John Bull's Haus bis an das Dach zu
 füllen droht.